

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 62 (1958-1959)
Heft: 24

Artikel: Das nächtliche Abenteuer
Autor: Munk, Eric
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671451>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

D A S N Ä C H T L I C H E A B E N T E U E R

Frau Doktor Weseli erlebte es nur selten in ihrer Praxis, dass sie zu nachtschlafener Zeit von ihren Patienten antelephoniert wurde. Im allgemeinen hatte sie fast niemals Notfälle. Und seitdem die ein Kind erwartenden Mütter es vorzogen, zur Geburt ins Spital zu gehen, wo sie besser versorgt waren als daheim in der meist sehr beschränkten Wohnung, gab es auch in dieser Richtung selten Überraschungen. Natürlich aber schloss das keine dringenden Bitten um und nach Mitternacht aus, doch sofort zu einer Leidenden zu kommen. Es war ein Glück, dass die Aerztin gerade von einem Konzert zurückkehrte, als es läutete. Sie nahm den Hörer ab und vernahm, dass es der alte Anna Spiegel gar nicht gut ginge. Sie habe es so eng auf der Brust — und ihre Schwiegertochter, die sie betreute, wäre herzlich froh, wenn Frau Doktor doch noch zu so später Stunde zu ihnen hinausföhre und nach dem rechten sähe. Da Frau Spiegel eine langjährige Patientin war, die nicht unnütz jammerte, sondern nur nach dem Arzt rief, wenn sie sich wirklich schlecht fühlte, zögerte Frau Doktor Weseli nicht eine Sekunde und versprach der Anrufenden, in zehn Minuten bei der Kranken zu sein. Das ging um so leichter, als die Aerztin ihre Garage im Nebenhaus hatte und also den Wagen umgehend herausnehmen konnte.

Draussen war es sehr neblig. Die Strassen waren um diese Zeit nicht mehr voll beleuchtet. Es hiess langsam und vorsichtig zu chauffieren. Wenn man indes seit zwanzig Jahren am Steuer sitzt, ist so

etwas eine Kleinigkeit. Man gibt nicht zuviel Gas, bremst überhaupt nie auf dem nassen Pflaster, lässt den Wagen auslaufen und beobachtet rechts, links, vor und hinter sich jedermann, der sich nähern könnte. So auch zum Beispiel einen Motorradfahrer, der, schwarz gekleidet, auf einmal aus einer Seitengasse einfahren möchte, dann aber vorsichtig hält und einen vorbeilässt. Er folgt dann gemächlich, so dass alles in Ordnung ist. — An der nächsten Kreuzung biegt er nicht ab, sondern bleibt in der gleichen Richtung, was an sich nichts Verwunderliches an sich hat. Doch warum handelt er genau so bei dem darauffolgenden grossen und danach auch bei dem kleinen Platz? Immerhin ist die Gegend, wohin sich die Aerztin begibt, eine um diese Stunde nicht viel besuchte. Es handelt sich um ein Arbeiterquartier, wo alle Menschen längst im Bett liegen. Nun, es mag ja sein, dass der Motorradfahrer hier wohnt, schliesslich war die Stelle, wo er ihr begegnete, nicht gar so weit entfernt. Er war dort wohl den Hügel herabgekommen, wo sich oben nur die Kirche mit dem Pfarr- und Gemeindehaus befand. Was hatte er wohl da nach Mitternacht gesucht?

Als sie nun einen Seitenweg einschlug, der kaum eine Lampe aufwies und aus Kopfsteinen bestand, so dass der Wagen ein wenig holperte, fand sie es sonderbar und etwas unheimlich, dass der Fremde auch da nicht verschwand. Sie kannte die Gegend von früheren Besuchen her sehr genau und fuhr infolgedessen schnell um einen Häuserblock, um festzustellen, was da eigentlich vor sich ging. Als sie dann vor dem gewünschten Haus hielt, ratterte auch schon schnell der schwarze Mann hinterher und hielt gleichzeitig mit ihr vor dem Eingang. Er beugte sich (um sein Gesicht zu verbergen?) über die Lenkstange, und diese Zeit genügte Frau Doktor Weseli, ihren Wagen zu verlassen, zur Tür zu gehen und dort zu klingeln. Die Tür öffnete sich augenblicklich, und sie wollte hinein und sie hinter sich schliessen. Doch zugleich stand jener schon neben ihr und hielt die Klinke fest. Sie kümmerte sich nicht um ihn, sondern eilte die Stufen herauf, er ihr nach — worauf sie es für das beste hielt, sich umzudrehen und ihm fest ins Gesicht zu schauen: denn hier auf dem Absatz war es doch unmöglich, dass etwas geschehen konnte. Als sie ihn indes genau betrachtete, erschrak sie noch viel mehr, als wenn er wirklich ein Verbrecher gewesen wäre. Es stand nämlich ein Priester vor ihr, der selber ganz ausser Atem war und sehr aufgeregt schien. «Entschuldigen Sie», sagte er, «es ist ja ein

Glück, dass sie hier hinein müssen. Wissen Sie zufällig, wo eine kranke Frau hier wohnt? Man hat in meiner Abwesenheit gemeldet, ich möchte doch sofort zu ihr kommen; ich kenne sie nicht; sie gehört nicht zu meiner Gemeinde. Aber mein Amtsbruder war unerreichbar, so wandte sich die Familie an mich. Es ist nicht gerade angenehm, in ein fremdes, so finsternes Quartier gerufen zu werden. Aber ich habe meine Pflicht zu erfüllen, ob es nun gefährlich ist oder nicht.» — «Ich kann Sie beruhigen», erwiederte die Aerztin ihrerseits erleichtert. «Ich muss zu der gleichen Frau. Doch bitte ich Sie, mir den Vortritt zu lassen, und zwar aus einem sehr einfachen Grunde. Möglicherweise sind Sie nicht nötig, wir wollen es jedenfalls hoffen. Frau Spiegel ist ein sonst sehr ruhiger Mensch, aber die Schwiegertochter scheint mir überaus ängstlich und besorgt. Es ist ein bisschen komisch, doch bitte ich Sie, sich nicht zu zeigen und hier auf der Treppe zu warten. Das erspart Frau Spiegel vielleicht einen grossen Schreck, dass es so schlimm mit ihr steht.» — Der Priester zögerte einen Moment, begriff aber wohl die Überlegung der Aerztin und ging ein paar Stufen hinunter. Frau Doktor Weseli klingelte, wurde eingelassen und überzeugte sich von dem inzwischen schon gebesserten Zustand der Alten. Sie sagte der Schwiegertochter nichts von dem Geistlichen auf dem Absatz, gab der Spiegel ein stärkendes Mittel und verliess die Wohnung mit der Angabe, man solle ihr gleich morgen früh Bescheid geben, wie die Kranke sich dann befindet.

«Wollen Sie sich nun noch melden?» fragte sie unten den Priester. «Nach menschlichem Ermessen ist keinerlei Gefahr vorhanden. Aber natürlich kann ich die Verantwortung nicht übernehmen. Nur so viel darf ich sagen, dass es besser wäre, Frau Spiegel nicht zu beunruhigen.» — Sie gingen beide herunter, die Haustür fiel hinter ihnen zu — und während sich die Aerztin ihrem Wagen näherte, sah sie zufällig, dass das Nummernschild auf dem Motorrad ein ausländisches war. Ohne sich etwas anmerken zu lassen, stieg sie in ihr Auto, nickte dem Schwarzen zu — und gab Vollgas. Diesmal fuhr sie wesentlich schneller, war bald im Zentrum der Stadt und telephonierte von einer Kabine in die Wohnung der Spiegel, wo ja die Schwiegertochter noch wach sein musste: um von dieser zu erfahren, dass sie niemals daran gedacht hatte, einen Priester für die Leidende kommen zu lassen!

DER FRANZÖSEN SCHUH

In der Nähe unseres Hauses dicht am Rande der Stadt und der Zivilisation zieht sich ein Streifchen Urwald über einen von Felsen durchsetzten Steilhang dahin. Das von Akazien und Ziergeichen überhöhte Buschwerk bildet ein Paradies für die Tierwelt, für Vögel aller Art, für Marder, Iltisse, Wiesel und Eichhörnchen, die von sicherem Versteck aus ihre Beutezüge unternehmen. Seit Menschengedenken hat sich keine Axt in das Stück Niemandsland verirrt, und darum schießt das Schling- und Klettergewächs immer dichter zusammen. Dann und wann erheben sich zwar die nächsten Anwohner zum Kampf gegen das umsichgreifende Gestrüpp und legen mit Hagschere, Gertel, Fuchsschwanz und Bogensäge eine Schneise der Gemarkung entlang; die Lichtung wird im Umsehn wieder überwuchert. Denn Urwald bleibt Urwald, hier wie überall.

Am oberen und unteren Ende wird der Hang von einer Strasse gesäumt. Der Wagenverkehr stört die Tierwelt nicht im geringsten. Hin und wieder wird zwar wohl eine Blindschleiche, eine Viper oder ein Igel als Leiche auf der Fahrbahn aufgefunden; aber der Nachwuchs sorgt reichlich für Ersatz, so dass das geheimnisvolle Leben und Weben, Rascheln und Raspeln, Flispern und Wispern kein Ende nimmt.

Dieser Tage nun geschah etwas Unerwartetes. Als ich mich in der Morgenfrühe nach der Stadt begab, sah ich etwas Gestaltloses, Ungefähres im Ablaufgraben der unteren Strasse liegen. Ich hielt es von weitem für eine Katze, die sich mit einer Beute aus dem Wäldchen herumbalgte und bei meinem Näherkommen Reissaus nehmen würde. Da sich aber nichts bewegte, trat ich, von Neugier ergriffen, auf die Erscheinung zu und erkannte in ihr einen alten, zerfetzten, grobschlächtigen Männerschuh. Ich ging des Weges weiter, ohne mir über den Fund Gedanken zu machen, Gedan-